

Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Langenburger, liebe Gäste, vor allem: liebe Anverwandte von Johann Heinrich von Olnhausen – liebe von Olnhausen, liebe Ohlhauser.

Auch Ohlhausen, Ohlheiser und Ohlhäuser sind Anverwandte, die ich, sollten sie meiner Einladung gefolgt sein, ebenso herzlich begrüße.

Ganz besonders aber begrüße ich die Ohlhausers aus Kanada. Ihre Vorfahren haben über Ungarn, Bessarabien (heute Ukraine) und die nordamerikanischen Dakotas schließlich um 1900 in Carbon in Alberta eine neue Heimat gefunden. Ich begrüße Fred, einen Nachkommen aus den USA. Und ich begrüße Rainer Ohlhauser, der in der Saison 1964/65 den FC Bayern München mit sagenhaften 49 Toren in die Bundesliga geschossen hat.

Hohenlohe ist das Stammland unserer Vorfahren. Auf ihren Spuren haben wir im vergangenen Jahr mit Hilfe von Frau Ruopp hier in dieser Kirche das Epitaph unseres Anverwandten Johann Heinrich von Olnhausen entdeckt. Er wurde 1623 geboren, lebte hier in Langenburg und arbeitete als Kanzleisekretär im Dienst der Herrschaft Hohenlohe-Langenburg. Er starb 1677, 54-jährig. Seine vier überlebenden Kinder ließen 1695 das Epitaph für ihn und seine Frau Magdalena Elisabeth errichten.

Hier muss ich noch jemand begrüßen: Heinz-Jörg von Olnhausen aus Dresden, er ist nämlich ein dreifacher Urenkel dieses Johann Heinrich, sein direkter Nachkomme in der zwölften Generation.

Das Bild auf dem Epitaph zeigt die biblische Emmaus-Szene, drei Wanderer. Christus in ihrer Mitte. Im Hintergrund eine Stadt, offenbar Langenburg. Darüber ein Spruchband mit dem Satz: „**Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden.**“

Warum gerade dieser Satz? Das Epitaph enthält durchaus den klassischen Auferstehungstext: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben.“ Es enthält eine weitere Inschrift über die Gottesfurcht als das „beste Kapital“, das nicht nur im Jenseits, sondern schon auf Erden Zinsen trägt. Und die untere Kartusche nennt die vier Kinder, die ihren Eltern dieses Denkmal aus „kindlicher Dankbarkeit“ gesetzt haben.

Der Satz stammt aus dem Lukasevangelium.

Zwei Jünger sind unterwegs nach Emmaus. Jerusalem liegt hinter ihnen. Mit ihm ihre Hoffnungen. Jesus ist tot. Alles, woran sie geglaubt haben, scheint zusammengebrochen. Sie berichten dem offenbar unwissenden Fremden, was vorgefallen ist. Der deutet ihnen das Geschehen. Als sie ihr Ziel erreichen und es Abend wird, wollen sie ihn nicht weiterziehen lassen: „**Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, der Tag hat sich schon geneigt.**“

Das ist orientalisch-gastfreundliche Gastfreundschaft. Man lässt einen Fremden nicht in die Nacht weiterziehen. Man bietet ihm Essen und Unterkunft an. Bleib bei uns. Iss mit uns. Übernachte bei uns. Erst beim Brotbrechen erkennen die Jünger, wen sie aufgenommen haben. Dann entwindet der Auferstandene ihren Augen.

Aus diesem Satz der Gastfreundschaft wird im 17. Jahrhundert **ein Anruf des Herrn um Beistand, nein, ein Schrei um Hilfe**: Herr, bleibe bei uns. Verlass uns nicht. Denn es wird duster. ... weil die Finsternis einbricht, wie es später in Johann Sebastian Bachs Kantate Nr. 6 heißen wird.

1627, mitten im Dreißigjährigen Krieg, veröffentlicht der lutherische Theologe Josua Stegmann sein Lied „Ach bleib mit deiner Gnade“. Rinteln, wo er lehrte, war zuvor überfallen, geplündert und monatelang besetzt worden; dann kam die Pest. Sein immer wiederkehrendes „Ach bleib ... bei uns“ nimmt unmittelbar das Emmaus-Motiv auf. Das Lied verbreitete sich rasend schnell – es gibt kaum Tröstlicheres als das gemeinsame Singen. Als Bitte um

Beistand gelangte es auch nach Langenburg und auf das Epitaph. (*Der Organist spielt das Lied an, bis es jedermann erkennt.*) Ach bleib mit deiner Gnade: EG 347.

Paul Gerhardt schreibt seine Trostlieder in derselben Epoche. Er ist der ganz große Tröster jener Jahre. Er gehört zu den bedeutendsten deutschsprachigen Kirchenlied-Dichtern. Seine rund 140 erhaltenen Lieder – sind bis heute fester Bestandteil des Evangelischen und vieler anderer Gesangsbücher. Überhaupt stammen viele unserer Kirchenlieder aus dem Dreißigjährigen Krieg.

Und nach dem Krieg baut er die Überlebenden wieder auf mit so bekannten Vertonungen wie **Geh aus, mein Herz, und suche Freud**. (*Der Organist spielt das Lied an, bis es jedermann erkennt.*) Geh aus, mein Herz, und suche Freud: EG 503.

Das gemeinsame Singen bringt für einen Augenblick Ordnung in einer Welt, die jede Ordnung verloren hat. Aus Gastfreundschaft ist Trost geworden. Und aus Trost Überlebenshoffnung.

Damit sind wir im Dreißigjährigen Krieg. 1618 bis 1648. Dreißig Jahre. Im Geschichtsbuch eine Epoche. Für einen Menschen damals ein ganzes Leben.

Der Krieg begann als Auseinandersetzung zwischen katholischen und protestantischen Mächten im Heiligen Römischen Reich. Aber dabei blieb es nicht. Dynastische Interessen, der Machtkampf zwischen Kaiser und Reichsfürsten und schließlich die europäischen Großmächte griffen ineinander. Das katholische Frankreich kämpfte am Ende gegen die katholischen Habsburger.

Religion erklärt diesen Krieg also längst nicht mehr. Der Krieg entwickelte seine eigene Logik. Söldnerheere mussten bezahlt und ernährt werden. Blieb der Sold aus, ernährten sie sich aus dem Land. War eine Gegend ausgeplündert, zog man weiter. Ernten wurden vernichtet, Vieh weggetrieben, Dörfer niedergebrannt. Die Versorgung des Gegners sollte zerstört werden, aber damit wurde zugleich die eigene Versorgung zerstört

Der Krieg ernährte den Krieg. Freund und Feind wurden für die Bevölkerung zunehmend einerlei. Ein Zeitgenosse brachte es auf den Satz: „**Es verließ uns jetzt der Feind und plagte uns jetzt der Freund.**“ Beide nahmen sich, was sie zum Leben brauchten.

Die Folgen waren Hunger, Seuchen, Verwüstung, Tod. Ganze Regionen verloren einen erheblichen Teil ihrer Bevölkerung. Selbst Wölfe fanden, wo sie nicht selbst schon verzehrt worden waren, nichts mehr zum Reißen, also holten sie sich's in den menschlichen Siedlungen. Ihr schlechter Ruf, der böse Wolf, stammt aus dem Dreißigjährigen Krieg.

Nicht Schlachten allein waren die Katastrophe. Man mied den Gegner, aber vernichtete seine Logistik. Die Katastrophe war ein Krieg, der nicht mehr aufhörte.

Langenburg war gerade erst Residenz geworden. Graf Philipp Ernst hatte zu Beginn des 17. Jahrhunderts Schloss und Herrschaft ausgebaut. Verwaltung und Hofhaltung entstanden, Langenburg wurde politischer Mittelpunkt einer kleinen evangelischen Grafschaft. Philipp Ernst starb 1628 mit 44 Jahren. Seine Kinder waren noch minderjährig.

Dann kam 1634. Am 6. September standen sich bei Nördlingen die schwedisch-protestantischen und die kaiserlich-spanischen Heere gegenüber. Hohenlohe stand auf der protestantischen Seite. Und damit nach der vernichtenden Niederlage auf der falschen.

Die schwedische Vormacht in Süddeutschland brach zusammen. Den kleinen protestantischen Herrschaften war ihr militärischer Schutz genommen. Kaiserliche Truppen besetzten Hohenlohe. Die gräfliche Familie verließ fluchtartig Langenburg. Die Einkünfte brachen weg, das Land wurde mit Einquartierungen und Kontributionen belastet und ausgeplündert.

Wer hält unter solchen Bedingungen eine Herrschaft zusammen? **Die Verwaltung**. Die zurückgebliebenen Beamten. An ihrer Spitze Kanzleidirektor Johann Christoph Assum. Neben ihm die von Olnhäusen.

Assum beschreibt im November 1634 – zwei Monate nach der Niederlage bei Nördlingen den Zustand der Grafschaft: Sie sei „in Grund und Boden ruiniert“, die gräflichen Häuser ausgeplündert und öde gemacht, das Land teilweise verbrannt, Pferde, Groß- und Kleinvieh weggetrieben, „und nichts gelassen“.

Keine Geschichtsschreibung im Rückblick. Ein Lagebericht.

Die Herrschaft Langenburg droht sequestriert, also vom Kaiser eingezogen zu werden. Die gräflichen Erben sind minderjährig. Ihre politische Zukunft steht auf dem Spiel.

Assum handelt, er reist nach Frankfurt in das kaiserliche Hauptquartier – als kaiserlicher Notar, der er auch war.

Zu Hause ist seine Frau an der Pest erkrankt.

Er erreicht durch beharrliches Verhandeln, dass die Herrschaft nicht eingezogen wird. Die Unmündigkeit und Unschuld der Kinder des verstorbenen Grafen Philipp Ernst werden anerkannt, ihre Herrschaft wird unter kaiserlichen Schutz gestellt.

Auf der Rückreise ist Assum mit einer Delegation des Rates der Reichsstadt Rothenburg unterwegs. In Wertheim trennt er sich von ihr und besucht seine Tochter Beate Salome und ihren Mann, seinen Schwiegersohn Georg Gabriel von Olnhausen, Amtmann ebendort.

Die Rothenburger reisen ohne ihn weiter. Bei Creglingen werden sie von kroatischen Reitern überfallen und niedergemacht. Assum entgeht dem Überfall, weil er bei seiner Familie von Olnhausen geblieben ist. Und als er schließlich zurückkehrt, ist seine Frau von der Pest genesen.

Assum und die von Olnhausen waren dienstlich nicht gleichgestellt. Assum war Kanzler und damit Vorgesetzter. Die Familien waren aber so eng miteinander verflochten, dass mir das Bild einer bloßen Behördenhierarchie nicht genügt.

Georg Gabriel von Olnhausen war nicht nur Assums Schwiegersohn. Er ist der ältere Bruder des Kanzleisekretärs Heinrich von Olnhausen auf dem Epitaph. Der Vater der beiden, Johann Heinrich von Olnhausen der Ältere war Hohenlohischer Amtsschultheiß und Keller zu Mainhardt, also ein leitender Verwaltungs- und Finanzbeamter des Hauses Hohenlohe vor Ort, der dem Kanzler zuarbeitete, dessen Tochter seinen Sohn heiratet. Nach einer anderen Quelle ist er sogar Kanzleisekretär in Langenburg unter Assum. Eine weitere Verbindung folgt in der nächsten Generation: Johann Heinrich von Olnhausen, Pfarrer in Kocherstetten und Sohn des Mannes auf unserem Epitaph, heiratet Eva Maria Judith Assum, eine Enkelin Johann Christoph Assums.

Das war ein familiäres und dienstliches Vertrauensnetz. Und solche Netze haben in einer Zeit, in der Institutionen zusammenbrechen, eine Bedeutung, die sich in keinem Organigramm abbilden lässt.

Der Johann Heinrich von Olnhausen unseres Epitaphs wurde 1623 geboren. Sein Vater, Johann Heinrich der Ältere, starb 1626.

Vor genau 400 Jahren. Genau in der Mitte der 800-jährigen Geschichte, die Langenburg in diesem Jahr feiert. **Halbzeit in Langenburg.**

Der Sohn erlebt den Krieg als Kind und Jugendlicher. Später wird er Kanzleisekretär, Registrator, kaiserlicher Notar und Kammerrat. Seine eigentliche Dienstzeit fällt vor allem in die Jahrzehnte nach 1648. Damit ändert sich seine Aufgabe. Der Vater gehört zur Generation des Überlebens. Der Sohn gehört zur Generation des Wiederaufbaus.

Nach dem Westfälischen Frieden (1648) ist der Krieg beendet. Aber Frieden bedeutet noch lange keine Normalität. Ein verwüstetes Land muss neu geordnet werden. Eine Herrschaft muss nach dreißig Jahren Krieg wieder lernen, wie Herrschaft geht.

Johann Heinrich von Olnhausen arbeitet genau daran. Noch 1672 begegnet er in den Akten bei Verhandlungen und Planungen zu Erb- und Landesteilungen des Hauses Hohenlohe.

Geschichte erinnert sich an Feldherren. Wallenstein war einer von ihnen, Der Wiederaufbau wird von anderen geleistet. Von Menschen, die schreiben, rechnen, verhandeln, ordnen. Von Menschen, die Verantwortung übernehmen, ohne später auf Denkmälern zu Pferde zu sitzen.

Dabei kommen die von Olnhausen ursprünglich durchaus vom Pferd. Unser Urahn wurde ja gerade fürs Reiten geadelt.

Im Stammbaum der von Olnhausen im Staatsarchiv in Wien heißt es: Heinrich Otting habe Anno 1388 einem Kreuzzug zum heiligen Grab Geleitschutz gegeben. „Weil er aber ein versuchter Reiter war und sich bei jeder Gelegenheit ritterlich gezeiget, ist er neben anderen Herrn und Grafen zum Ritter zum Gölde[n]en Stern geschlagen worden. Bei dieser Solennität [Feierlichkeit] wurde ihm der Name von Olnhausen gegeben. Danach [haben ihn die] Grafen von Hohenlohe [...] zum Vogt von Adolzfurth ernannt, in welcher Würde ihm Kind und Kindeskind erblich gefolgt sind.“

„Weil er ein versuchter Reiter war“. Für mich ist Reiten immer ein Versuch. **Ich erinnere mich an die sonntäglichen Ausritte in meiner Jugend.** Du reitest, aber du wirst auch geritten. Für das Pferd bist du zwar der Ranghöhere, von dem es Führung erwartet, aber es vertraut dir erst, wenn du dich an Pferderegeln hältst, seine Welt verstehst, erst dann fühlt sich das Herdentier sicher. Das verlangt Klarheit, eine klare, bestimmte und eindeutige Körpersprache. Auf einer wochen- oder monatelangen Reise musste daraus etwas Existenzielles werden. Reiter und Pferd waren aufeinander angewiesen. In Gefahr musste einer sich auf den anderen verlassen können. Führen kann nur, wer den anderen versteht. Zu was ein Pferd fähig ist, wenn es einvernehmlich geführt wird, zeigt uns das Dressurreiten.

Man führt das Pferd nur, wenn man es versteht. Das gilt nicht nur auf dem Pferd. Es gilt in einer Kanzlei. Und es gilt für jede Form von Verantwortung. Der Weg vom Ritter zum Beamten ist deshalb vielleicht gar nicht so weit, wie er zunächst aussieht.

Und damit kommen die von Berlichingen ins Spiel.

Die Verbindung beider Familien reicht weit zurück. Schon Heinrich von Olnhausen, der versuchte Reiter, war in zweiter Ehe mit Anna von Berlichingen verheiratet. Oswald von Olnhausen, Oberforstmeister in Unterheimbach, heiratete Apollonia von Berlichingen, eine Tochter des berühmten Götz von Berlichingen. Die späteren Johann Heinrich von Olnhausen sind ihre Nachkommen, also Götzens Enkel und Urenkel.

Die beiden Familien verkörpern zwei unterschiedliche Antworten auf den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit.

Die Berlichingen stehen noch für den klassischen Ritteradel, für Fehde, Raub, Burg und Waffe. Die von Olnhausen verlagern ihr Gewicht zunehmend in Verwaltung und Staatsdienst. Der Ritter hatte sich überlebt.

Goethes Götz, jährlich in der Götzenburg in Jagsthausen aufgeführt, lebt gerade aus diesem Konflikt. Ein Mann der alten Freiheit gerät in eine Welt, die bereits von Recht, Verwaltung und territorialer Staatlichkeit bestimmt wird. Seine letzten Worte sind: „Stirb, Götz – Du hast dich selbst überlebt [...]“. Er hat erkannt, dass seine ritterlichen Ideale in einer neuen Zeit keinen Platz mehr haben und das alte Rittertum untergeht.

Der junge Goethe ist von Götz' Freiheitsdrang, seinem selbstbestimmten Genie fasziniert. Ihn kümmerten mitnichten, die überfälligen politischen Veränderungen, die im Bauernkrieg 1525 eingefordert wurden. Er nutzte Götz, diesen innerlich freien Kämpfer, als Vorbild und Leitstern für sein eigenes Leben. „Ich fühlte [nach der Lektüre seiner Memoiren] aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert“ beschrieb er den Schaffensprozess – als er noch damit haderte, Advokat werden zu müssen gemäß des Vaters Beschluss. Hätte der junge Goethe nicht sein ideales Ich in ihm gefunden, wäre Götz von Berlichingen heute wohl vergessen. Er machte aus dem kampfeslustigen, waffenstarrenden, brutalen, gesetzlosen Ritter, dem feigen Verräter der Bauern, einen der edelsten Deutschen. Götz ist nur durch Goethe berühmt geworden und Goethe vielleicht nur durch seinen Götz. Das 1773

erschienene, alle Konventionen sprengende Schauspiel machte den jungen Autor schlagartig berühmt. Bis dahin hatte er mit seinen Gedichten allenfalls Hofdamen zu Tränen gerührt. Götz öffnete ihm eine neue, freie und ungestüme Existenz. Dabei ist Goethe entgangen, dass ihn (Götz) die von Olnhausen immer wieder aus brenzligen Situationen herausgepaukt haben. Eine dreieinhalb-jährige Gefängnisstrafe in Heilbronn durfte er nach nur einer einzigen Nacht im Bollwerksturm gegen eine ritterliche Haft im Kronenwirt zu Böckingen – auf der anderen Seite des Neckars – tauschen, wo sein Großcousin Jakob von Olnhausen Schultheiß war. Die von Olnhausen nutzten ihren Einfluss und halfen ihm mit Bürgschaften und rechtlichem Beistand. Sogar seine Frau und Kinder durften bei ihm wohnen. Die kleine Apollonia wird später einen von Olnhausen, Oswald von Olnhausen, heiraten. Sie ist die Urgroßmutter des Kanzleisekretärs auf dem Epithaph.

Der befreundete Raubritter, dem Götz 1517 die Burg Hornberg abkaufte, Conz Schott von Schottenstein, war übrigens im Dezember 1507 in erbitterte Schießereien in Langenburg verwickelt.

Die von Olnhausen waren diesen anderen Weg gegangen. Vom „versuchten Reiter“ zum Vogt. Vom Vogt zum Forstmeister. Vom Amtsschultheißen zum Kanzleisekretär. Zum Kammerrat, Hofrat und Pfarrer. Zum Arzt. Carl von Olnhausen (1739-1827) war Leibmedicus, Leibarzt der hohenlohischen Fürsten in Öhringen. Sie stellen den hohenlohischen Dienstadel.

Die Familie verändert ihre Form der Verantwortung. Und die Linien reichen weiter. Über eine Tochter der Familie, Henrike Ernestine Sophie von Olnhausen (1773-1802) führt die genealogische Verbindung schließlich bis in die Familie Weizsäcker und damit bis zum ehemaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker.

Ich will daraus keine Erblehre machen. Verantwortung wird nicht mit einem Adelsprädikat vererbt. Charakter steht nicht im Stammbaum. Unsere Vorfahren waren keine Helden, nur weil sie unsere Vorfahren sind.

Aber Familien geben etwas weiter. Nicht nur Gene. Auch Geschichten. Berufe. Prägungen. Erwartungen. Haltungen. Und manchmal offenbar eine erstaunliche Neigung, Verantwortung zu übernehmen.

In meiner Ahnenreihe reihen sich Vögte, Schultheiße, ein kurpfälzischer Verwalter, Kämmerer aneinander, mein Großvater war Bürgermeister (auf dem Dilsberg), mein Vater engagierte sich in Selbstverwaltungsgremien, ich selber trug Verantwortung für das Design und Marketing eines internationalen Konzerns. Meine Entwürfe waren verantwortlich für Börsenwert und Arbeitsplätze.

Johann Heinrich von Olnhausen stirbt 1677. Seine Frau Magdalena Elisabeth ist bereits im Jahr zuvor gestorben. 1695, achtzehn Jahre nach seinem Tod, setzen die vier Kinder ihren Eltern dieses Epitaph. Warum so spät? Und warum gerade dieses Bild?

Die Kinder waren selbst längst erwachsen. Johann Heinrich, der mit Eva Maria Judith Assum verheiratete, war Pfarrer zu Kocherstetten und fürstlich hohenlohischer Hofprediger, Heinrich Friedrich, Amtmann uff Schmidelfeld, am ehesten dem heutigen Landrat vergleichbar, Johann Ludwig, Bürgermeister in Crailsheim, die Tochter Maria Juliane Louise mit einem Registrator, einem hochrangigen Kanzleibeamten in Waldenburg verheiratet. Sie waren also genau in jener Welt von Kirche und Verwaltung angekommen, in der auch ihre Eltern gelebt hatten.

Der Dreißigjährige Krieg lag 1695 seit 47 Jahren zurück. Aber er war nicht Geschichte in unserem Sinn. Die Eltern hatten ihn erlebt. Die Kinder waren in seiner unmittelbaren Nachwelt aufgewachsen. Und inzwischen führte Ludwig XIV. den nächsten großen Krieg.

Der Pfälzische Erbfolgekrieg verwüstete seit 1688 weite Teile Südwestdeutschlands. Langenburg selbst blieb von den schlimmsten Zerstörungen verschont, aber die Bilder aus Heidelberg, das niedergebrannte Schloss, die Bilder aus Mannheim, Speyer und anderen Orten waren nahe genug.

Der Krieg war wieder da. Das Epitaph entstand während dieses Krieges. Und damit bekommt das Spruchband noch einmal eine andere Bedeutung. **Herr, bleibe bei uns, denn es will schon wieder Abend werden.** Das Kirchenlied hatte den Satz bewahrt.

Die Kinder danken ihren Eltern. Vielleicht danken sie ihnen nicht nur dafür, dass sie gute Eltern waren. Vielleicht danken sie ihnen für eine Haltung, die sie durch diese Zeit getragen hat. Eine Inschrift nennt Gottesfurcht das „beste Kapital“, eine erstaunlich nüchterne, fast kaufmännische Formulierung für ein Epitaph. Aber sie passt zu dieser Familie. Kapital, Zins, Verantwortung, Weitergabe. Was die Eltern angelegt haben, trägt bei den Kindern Früchte. Dass sie ihre hochrangigen Positionen nennen, zeugt auch von einem gewissen Stolz darüber, was aus ihnen geworden ist.

Damit beantwortet sich für mich langsam auch eine andere Frage. **Warum mache ich das überhaupt?** Ich bin kein Ahnenforscher. Meine Cousins Edgar und Manfred haben einen großen Teil der genealogischen Arbeit geleistet. Dafür danke ich ihnen wirklich sehr. Ohne ihre Vorarbeit würde ich heute nicht hier stehen.

Mich interessiert nicht, möglichst viele Namen in einen Stammbaum einzutragen. Mich interessiert, **auf welchem Fundament ich stehe.** Die Beschäftigung mit den Vorfahren verschiebt den Anfang der eigenen Biographie. Mein Leben beginnt dann nicht mehr mit meiner Geburt. Vor mir stehen Generationen von Menschen, ohne die ich nicht da wäre. Menschen, die Kriege erlebt haben. Die ausgewandert sind. Die ihre Heimat verloren und eine neue gefunden haben. Die Verantwortung übernommen haben.

Die gescheitert sind. Die wieder angefangen haben. Und die schließlich etwas weitergegeben haben. Ich habe dafür den Begriff der **genealogischen Tiefenzeit** gefunden.

Wir leben nur eine vergleichsweise kurze Zeitspanne. Wie erinnern unsere Kindheit. Unsere Eltern. Vielleicht noch die Großeltern. Dann wird es dunkel. Genealogie macht diesen Raum größer. Plötzlich stehen hinter einem Menschen Jahrhunderte. Nicht als Last. Als Fundament. Die Vorfahren leben nicht mystisch in uns weiter. Aber sie leben biologisch in unseren Genen, psychologisch in Prägungen, kulturell in Werten, sprachlich in Bildern und sozial in Rollen und Lebensformen weiter. Nicht nur Traumata können Generationen überdauern. Auch Mut, Verantwortungsgefühl, Begabungen, Lebensklugheit und Standhaftigkeit. Die modernen Sozial- und Psychowissenschaften nennen dieses unbewusste Weiterwirken von Erlebnissen, Einstellungen und Traumata der Vorfahren auf nachfolgende Generationen transgenerationelles Familiengedächtnis. Es gibt Naturvölker, für die Krankheit bedeutet, vom Weg der Vorfahren abkommen zu sein. Gesundheit steht im Einklang mit den Vorfahren. Für unsere alternative Medizin bedeutet Krankheit, vom ureigenen Weg abgekommen zu sein – den natürlich unsere Vorfahren mitgeprägt haben.

Niemand beginnt bei Null. Niemand hat sich selbst gemacht. Wir stehen auf den Schultern anderer. Das gilt für Menschen. Und es gilt für Orte. Auch Langenburg beginnt nicht heute. Diese Stadt steht auf einem Fundament von 800 Jahren. Das Jubiläum ist deshalb mehr als eine runde Zahl. Es bietet Anlass, nach unten zu schauen. Was hat diese Stadt getragen? Wer hat sie getragen? Wer hat sie durch Zeiten gebracht, in denen es keineswegs selbstverständlich war, dass es weiterging? Was hat sie weitergegeben? Aus Langenburg stammen Joschka Fischer und Rezzo Schlauch. Sie trugen den Gedanken des „Bewahrens“ und Schützens später auf die große politische Bühne und wurden zu prägenden Urgesteinen der grünen Bewegung in Deutschland. (Danke Langenburg.)

Vor 400 Jahren starb Johann Heinrich von Olnhausen, der Vater des Mannes auf unserem Epitaph, vor dem wir heute noch stehen. Das ist für mich die eigentliche Bedeutung des Tages des offenen Denkmals. Ein Denkmal ist nicht deshalb wichtig, weil es alt ist. Es ist wichtig, wenn es uns etwas erschließt. Die Geschichte von Menschen, die Verantwortung übernommen haben. Für mich persönlich die Geschichte eines Fundaments, von dem ich lange nichts wusste. Wer seine Gründe kennt, steht anders. Das lateinische *fundare* heißt gründen, festigen, den Boden bereiten. Wir stehen heute auf ihrem Boden. Und wir tragen Verantwortung für den Boden, auf dem andere einmal stehen werden. Ein Zweig der von

Olnhausen gründete eine Familienstiftung zur Unterstützung bedürftiger und förderungswürdiger Familienmitglieder. Ein Nachfahre der von Olnhausen hat die Monsignore Friedrich Ohlhäuser-Stiftung gegründet. Sie unterstützt Menschen in schwierigen Lebenssituationen sowie karitative Einrichtungen im Raum Karlsruhe – direkt und möglichst unbürokratisch.

Ich komme wieder zu dem Satz, mit dem dieser Abend begonnen hat. Sie haben ihn bereits gehört, bevor hier überhaupt jemand gesprochen hat. „**Abide with me.**“ Bleib bei mir. Henry Francis Lyte schrieb sein Abendlied 1847, schwer krank und dem eigenen Tod nahe. Fast zweihundert Jahre nach Johann Heinrich von Olnhausen dieselbe Bitte. Bleibe. Verlass mich nicht. Es wird Abend.

Und in wenigen Augenblicken wird Bernhardt Brand-Hofmeister (unser Organist) mit Ligetis „Volumina“ eine völlig andere Sprache anschlagen. Keine tröstliche. Eine kaum auszuhaltende. Vielleicht kann Musik tatsächlich ausdrücken, was Worte nicht mehr erreichen. Das Chaos. Die Gewalt. Den Verlust jeder Ordnung. Für mich ist diese Musik eine Metapher jenes Krieges, über den wir gesprochen haben. Ein martialisches Klangchaos. Bitte erschrecken Sie nicht! Es ist nur kurz.

Danach wird die Orgel weitergehen, wie es seit 1648 immer wieder weiterging. Das Epitaph dort oben hat drei Jahrhunderte überstanden. Johann Heinrich von Olnhausen ist lange tot. Johann Christoph Assum liegt in der Nähe des Ausgangs begraben. Ein Privileg, das die große Dankbarkeit der gräflichen Familie bezeugt, der die Grablege in dieser Kirche allein vorbehalten war. Seine steinerne Grabplatte befindet sich direkt neben dem Olnhausen-Epitaph. Hier ruht der hochadelige und ausgezeichnete Herr Johann Christoph Assum, ehemals Kanzler und über 45 Jahre geheimer Rat der Grafen von Hohenlohe-Langenburg. Die Grafen, denen sie dienten, sind Geschichte. Aber der Satz ist geblieben. Wir können nicht verhindern, dass es immer wieder Abend wird. **Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden.**

(Der Organist spielt Auszüge aus Volumina.)

Der Dreißigjährige Krieg kostete Millionen Menschen das Leben. Geschätzt 40 Prozent der Bevölkerung. Manche Landschaften brauchten Generationen, um sich von den Verlusten zu erholen.

Bis ins 20. Jahrhundert galt dieser Krieg im deutschen Bewusstsein als *die* Katastrophe der eigenen Geschichte schlechthin.

Dann kamen die Weltkriege. Die nationalsozialistische Herrschaft. Der Holocaust. Eine Katastrophe überlagerte die Erinnerung an die andere. Heute ist der Dreißigjährige Krieg weit weg.

Doch Kriege sind nicht verschwunden. Nur unsere Möglichkeiten, sie zu führen, sind größer geworden. Der erschreckendste Unterschied:

**Heute können Kriege eigentlich nicht mehr gewonnen werden.
Zerstören können sie immer noch alles.**

Vielen Dank.

Gerd Ohlhauser

Langenburg, 13. September 2026